

**Ghita Gothóni: Die Bezauberin, Dittrich Verlag, Berlin 2008, 288 S.**

*Richard Jilka*

Die Finnin Ghita Gothóni beschreibt in realistischem, klarem Deutsch eine geheimnisvolle Geschichte. Die Landschaft, die Stimmung und das Personal in „*Die Bezauberin*“ erinnern an Hamsuns „*Pan*“ oder andere nordische Autoren von Rang. Stimmungen und Befindlichkeiten werden anschaulich gezeichnet, die Dialoge sind sehr gut, die Komposition ist spannungsvoll. Vereinzelt Unebenheiten im Text sind unerheblich und hätten vom Lektor leicht geglättet werden können. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen weniger allgemeine Fragestellungen, als ein besonderer Fall, der für eine Novelle zu lang ist und für einen Kriminalroman zu viel Psychologie enthält. In ihrer knappen Art der Beschreibung packt Gothóni sehr viel Inhalt. Anfangs findet man schwer in den Erzählfluß hinein, aber nach zwei Dutzend Seiten möchte man die Geschichte unbedingt zu Ende lesen. Dann zieht sie einen mit und der Roman ist auffallend leicht und schnell zu lesen. Sollte es sich um einen Trivialroman handeln, den man zur Entspannung am Strand lesen kann? Nein, das Thema ergreift einen, denn leidenschaftlich wird dem Zauber der Liebe nachgespürt. Ghita Gothóni versucht in ihrem verdichteten Roman alles zu sagen, was sie bewegt.

Auf knappstem Raum wird ein depressiver Hintergrund skizziert: der „*frühe Krebstod seiner Mutter*“, der „*exzentrische Vater*“, der „*Schock*“ über den „*frühen Tod*“ der Schwester, „*seine Schuldgefühle ihr gegenüber; den Verlust eines ungeborenen Kindes, den tiefen Zweifel an wahrer Liebe; zwei lange Phasen von Schwermut und zwei gescheiterte Versuche, mit einer Frau eine feste Beziehung einzugehen – all das hatte er einigermaßen überwinden können. / Doch wie sollte er dies hier überleben?*“(S. 156) Diese Zusammenballung von Schicksal ist berechtigt, denn eine der vielen verquastten, also gewöhnlichen Lebensgeschichten, von der mißratenen Kindheit bis in die Einsamkeit gescheiterter Erotik und den Alkoholismus hinein, sind nicht das Thema des Romans, sondern es geht um das Trotzdem des Wunders der Liebe. Kann ein allseits gebeutelter Zivilisationsmensch der Gegenwart das wirkliche Erscheinen der Liebe überleben? Über die Hoffnung auf Erfüllung hinaus wird uns die Autorin nichts erzählen. Am Ende entläßt sie uns in einen offenen Horizont des wirklich Möglichen. Vor dem Hintergrund unserer zerrütteten Moderne inmitten der finnischen Wald- & Seen-Weite erzählt sie tatsächlich eine Liebesgeschichte, die am Ende die Hoffnung auf das Erscheinen der Liebe wach hält. Denn nur die Liebe kann den Sog der Depres-

sion, die mehr oder weniger nach uns allen greift, brechen. Diesbezüglich ist auch von überkommener Religiosität wenig Hilfreiches zu erwarten, denn sie führt leicht ins Skurrile. „*Der Glaube, in dem sie Trost fand, hat mit der Zeit Formen angenommen, die zugegebenermaßen nicht leicht nachzuvollziehen sind.*“ (S. 162) Um die auch im Abseits der finnischen Wälder auf die dritte oder vierte Generation vererbte Verstrickung in Schuld zu tilgen, ist eine „*Hh-huld*“, so wird stotternd gestammelt, erforderlich, „*die über die Vergeltung hinausragt.*“ (176)

Zur Erlösung kommt es innerhalb des Romans nicht. In ihm werden die Verquickungen menschlicher Schicksale, verworrene Familienverhältnisse, Verbrechen und Leidenschaften anschaulich und wahrhaftig geschildert; so sind wir Menschen. Obwohl wir unsere Verbrechen herzerweichend leugnen, vererbt sich die schuldlos schuldige Tragik des Ichs über Generationen. Nachdem die Figuren vorgestellt und die den Hintergrund erklärenden Dialoge gehalten wurden, wird es im 13 Kapitel unheimlich spannend. Nun sind dem Leser die Hauptpersonen vertraut und er nimmt Anteil an ihrem Geschick, möchte zu Ende lesen und Erfahren, wie die Geschichte aufgelöst wird: ob oder ob nicht und wie oder warum nicht er sie kriegt. Im 19. Kapitel stehen sich von Gut/Böse wie dämonische Kräfte kampfbereit gegenüber, es könnte zum Äußersten kommen. „*Einer von uns wird auf der Strecke bleiben*“ (S 236) schreit einer der Rivalen dem anderen zu. „*Wären sie nicht >zivilisierte< Männer gewesen, so hätten sie sich zweifellos geprügelt.*“ (S. 236) Ghita Gothóni verzichtet auf einen *Show Down*, das zivilisierte Leben ist vertrackt genug, voll unberechenbarer Leidenschaften und Dämonie. Unsere Zivilisation ist auch ein Urwald. Das Ende des Romans ist bezaubernd schön.